Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 101 (2001)

Artikel: Genuss, Gebet und Grabesruhe : eine Basler Inschrift aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges

Autor: Greub, Thierry

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118435

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Genuss, Gebet und Grabesruhe: Eine Basler Inschrift aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges

von

Thierry Greub

«Ils [die Basler; Anm.d.V.] sont sumptueux en poesles [Stuben (mit Ofen); Anm.d.V.], c'est à dire en salles [...].» *Journal de Voyage de Michel de Montaigne* (1580)

I. Einleitung: «[L]auter Wollust und Freud?»

In Hans Jacob Christoph von Grimmelshausens «Der abenteuerliche Simplicissimus» (1668/69)[1] beschreibt zu Beginn des fünften Buches der Held, der dem ganzen Werk den Titel geliehen hat, die Schweiz mit folgenden Worten:

> «Das Land kame mir so fremd vor gegen andern teutschen Ländern, als wenn ich in Brasilia oder in China gewesen wäre; da sahe ich die Leute in dem Frieden handlen und wandlen, die Ställe stunden voll Viehe, die Baurnhöf lieffen voll Hühner, Gäns und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war ganz keine Forcht vor dem Feind, keine Sorg vor der Plünderung, und keine Angst, sein Gut, Leib noch Leben zu verlieren; ein jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und zwar gegen andern teutschen Ländern zu rechnen, in lauter Wollust und Freud, also daß ich dieses Land vor ein irdisch Paradies hielte, wiewohln es von Art rauch genug zu sein schiene.»[2]

Obwohl Simplicissimus das Land auch etwas rauh vorkommt, beschreibt er es doch deutlich genug als einen utopischen Ort des Friedens, der Ruhe und Sorglosigkeit. Vor der Folie des tobenden Dreissigjährigen Krieges wird die Schweiz zum Paradies und Schlaraffenland, wo die Menschen ohne Sorgen die reichen Gaben der Natur geniessen.

[1] Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus, Stuttgart 1990, S. 470.
[2] Ebenda, S. 471.

Ob die Schweiz um 1638 tatsächlich als «ein irdisch Paradies» historisch richtig beschrieben wäre, auch wenn Simplicissimus «auf dem ganzen Weg nur hin und her gaffte»[3], darf füglich bezweifelt werden[4]. Es ist zwar richtig, dass die Schweiz mehr oder weniger von direkten Kriegshandlungen verschont blieb, sie war aber doch insoweit involviert, als sich die innere und äussere Einheit der Eidgenossenschaft auf harte Proben gestellt sah. Im Land selbst bedrohte das Gespenst einer konfessionellen Aufspaltung in ein katholisches und ein reformiertes Lager den Zusammenhalt. Und von aussen versuchten die beiden Kriegsparteien – die katholische Liga und die reformierte Union – sich diese Labilität zu Nutze zu machen. Zudem verunsicherten an den Grenzen fremde Truppen, im Land durchziehende Heerscharen und allerorten die Flüchtlingsströme[5] die Eidgenossenschaft.

II. Zur Methode

In einer ersten kurzen Skizze möchte ich zunächst den historischen Kontext beleuchten, um einen Hintergrund zu erhalten, vor dem eine seit 1957 bekannte, aber bisher unpubliziert gebliebene Inschrift aus dem Jahre 1632 situiert werden kann.

Drei mögliche Lesarten werden sich daraus ergeben, die helfen, diese Inschrift zu interpretieren. Der vierzeilige Text mit Reimendungen kann – unter anderen Interpretationsvarianten – (1) *wört-*

[3]Ebd., S. 471.

[4]Vgl. dazu als Gegen-Zeitdokument zur Simplicissimus-Stelle die 1638 geschriebene Satire auf die Schweiz: Walter Weigum (Hg.): HEUTELIA, München 1969, bes. S. 9–10 (Vorrede), S. 13 und über Basel S. 21–31.

[5]Zu den Flüchtlingszahlen z. B. von 1633 vgl. bei Peter Ochs: Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 1796. Band VI, Basel 1821, S. 612: «Während dieser Zeil [sic] flüchteten hieher 4256 Menschen, nämlich 1528 Mannspersonen, 1789 Weibspersonen und 1939 Kinder. Sie brachten mit sich 1776 Stück Vieh. Der grösste Theil des benachbarten Adels rettete sich auch nach Basel.» Nicht alle Flüchtlinge hatten dieses Glück: 1621 erliess der Rat die Vorschrift, «[m]an [erlaube] keinem Benachbarten mehr hieher zu flüchten, er brächte denn Frucht [gemeint ist Korn; Anm.d.V.] mit sich», vgl. Ochs, ebenda, S. 587. Der Höhepunkt des Flüchtlingselendes erreichte Basel in den Jahren 1635 und 1638, vgl. Paul Burckhardt: Geschichte der Stadt Basel: Von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart, Basel 1942, S. 59 und 60: «Im März 1638 zählte man über 7000 Flüchtlinge in Basel [...]». Zu den Flüchtlingsproblemen vgl. Robert Stritmatter: Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen, Bern 1977, S. 61–78, bes. S. 71 mit den Flüchtlingszahlen für das Spalenquartier (1635: 596 Betroffene).

lich verstanden werden; gleichsam nach dem *sensus litteralis* des vierfachen Schriftsinns[6] in der Art eines Gedichtes. In einem weiteren Umfeld, als Kontextualisierung ergeben sich zwei weitere Möglichkeiten der Analyse. Der Text kann (2) entweder als Hinweis auf ein bestimmtes Gewerbe oder seine spezielle Form der Ausübung in diesen Krisenzeiten, genauer als ein *Wirtshausschild*, oder aber (3) im Hinblick auf die angebrachte Datierung «1632» auf einen *spezifischen Anlass* hin gelesen werden.

Keine der drei Deutungen kann zum jetzigen Zeitpunkt ohne präzisere Nachforschungen vor allem von archäologischer Seite als eindeutig bezeichnet werden. Das Ziel dieses Aufsatzes besteht darin, die recherchierten Daten auszubreiten und aufzuzeigen, dass heute im Zeitalter des methodischen Pluralismus[7] zugleich vielseitig (weil sich der Zusammenhang von Artefakt und Kontext nicht schlüssiger darbietet) und dennoch nicht beliebig, sondern möglichst sachangemessen an einen zu interpretierenden Gegenstand herangegangen werden kann.

Würde eines Tages etwa durch stratigraphische Untersuchungen und/oder neue Quellenfunde die Inschrift in ein anderes Umfeld transferiert, wäre die neue Deutung den Erkenntnissen anzupassen – was aber wiederum nicht mit allerletzter Sicherheit heissen müsste, dass dann die alleingültige Interpretation dieser Inschrift gefunden worden wäre. Vielleicht fehlen uns ja schlicht die nötigen Details, etwa die Kenntnisse über die Ausstattung des Raumes, über die Bewohner und ihre Neigungen und Nöte oder aber über die Auftraggeber und den Gehalt, den sie mit diesem Text verbanden, um präziseres über die Inschrift aussagen zu können. Deshalb ist es wohl am ehrlichsten, einfach einmal auszubreiten, was wir wissen und was (noch) nicht, um dann zu schauen, was heute daraus abgelesen werden kann.

[6]Vgl. zum vierfachen Schriftsinn: Kurt Badt: «Modell und Maler» von Vermeer: Probleme der Interpretation, Köln 1997, Nachdruck, S. 135–138 als bündigste Zusammenfassung.

[7]Vgl. dazu programmatisch (nicht nur für das Fach Kunstgeschichte) Marcel Baumgartner: Einführung in das Studium der Kunstgeschichte, (Kunstwissenschaftliche Bibliothek, Band 10), Köln 1998, S. 105: «Der Komplexität der Sache und der Offenheit der Situation angemessen ist in der Tat einzig ein *Methodenpluralismus,* der von der Einsicht ausgeht, dass es *eine* Methode, die man ‹lernen› und ‹anwenden› kann, oder dass es *einen* ‹Ansatz› [...] *nicht mehr gibt.*»

III. Historischer Kontext: Basel und der Dreissigjährige Krieg

Basel war während des Dreissigjährigen Krieges (1618–1648)[8] als Grenzstadt besonders den Beschwernissen des Krieges ausgesetzt. Glücklicherweise blieb die Stadt davon verschont, direkter Kriegsschauplatz zu werden. Die dennoch realen Bedrohungen, denen die etwa 11'000 Einwohner[9] zählende Stadt von Durchziehenden oder auch in der Umgebung lagernden Truppenverbänden ausgesetzt war, lässt sich am raschesten ablesen an den Verordnungen, die die Basler zum Schutz der Stadt über ihre Bewohner verhängten. 1619 beginnt sich die Situation zu verschärfen, Hausdurchsuchungen werden angeordnet und «150 Mann nach Müllhausen in Besatzung

[8]Ein Abriss des Geschehens in neueren Publikationen ist nachzulesen bei: Friedemann Bedürftig: Taschenlexikon Dreissigjähriger Krieg, München 1999 (2. Aufl.; 1998), Karten zwischen S. 256–257; Georg Schmidt: Der Dreissigjährige Krieg, vierte überarb. und erw. Aufl., München 1999; Benigna von Krusenstjern (et. al.): Zwischen Alltag und Katastrophe: der Dreissigjährige Krieg aus der Nähe, (Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte, Band 148), Göttingen 1999; Konrad Repgen: Dreissigjähriger Krieg und Westfälischer Friede: Studien und Quellen, (Rechts- und staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Neue Folge, Band 81), Paderborn 1998. Die beste (literarische) Darstellung bietet immer noch Grimmelshausens «Simplicissimus»!

Zu Basel im Dreissigjährigen Krieg vgl. bes.: Ochs (wie Anm. 5), S. 581-613 (die erste Phase – die Einteilung ist von Peter Ochs – der Jahre 1619–1633) und S. 614–692 (die zweite Phase von 1633–1648/1649). Das Jahr 1632 auf S. 607–611; Andreas Heusler: Geschichte der Stadt Basel, 4. Auflage, Basel 1934, S. 136–142; Burckhardt (wie Anm. 5), S. 55–60. Sehr erhellend ist die akribische Studie von Stritmatter (wie Anm. 5). Zu den Jahren 1633–1635 vgl. die (authentische ?) Tagebuchchronik von J. W. Hess: Basel in den Jahren 1633 bis 1635. Nach einer handschriftlichen Chronik, in: Basler Taschenbuch auf das Jahr 1862, hrsg. von Dr. D. A. Fechter, 10. Jahrgang, Basel 1862, S. 75–134. Neuerdings dazu: Historisches Museum Basel (Hg.): Wettstein – Die Schweiz und Europa 1648, (Ausstellungskatalog), Basel 1998.

[9]Nach Brenner zählte die Bevölkerung 1622 11'095 Einwohner innerhalb der Stadt mit den Vorstädten. «Bis zum Jahre 1633/34 dürfte die Bewohnerzahl ungefähr gleich geblieben sein», also um 11'000 Einwohner betragen haben, vgl. C. W. Brenner: Basels Bevölkerung nach den Wohnquartieren zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 51, Basel 1952, S. 39. Vgl. ebenso: Jürg Bielmann: Die Bevölkerung Basels vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Beiheft zur Ausstellung im Staatsarchiv Basel vom 1. Februar bis 31. März 1974, hrsg. vom Staatsarchiv Basel-Stadt, 1974, S. 13 (1590: 10'500 Einwohner). Zum Vergleich: Zürich zählte 1637 8'621 Personen, vgl.: HEUTELIA (wie Anm. 4), S. 372/373.

Nach Thomas Platter lebten in Basel 1609 12'647, nach der Pest 1611 nur noch 9'350 Einwohner. Dann 1615: 10'301 und 1620: 11'005 Stadtbewohner (jeweils immer auf das Ende des Jahres berechnet), vgl.: Valentin Lötscher: Felix Platter. Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/11, (Basler Chroniken, Band 11), Basel 1987, S. 37 (Tabelle).

geschickt. [...] Auf alles wurde man aufmerksam»[10]. 1622 und 1623 müssen die Basler an den Befestigungsanlagen Frondienst leisten und werden aufgefordert, eine freiwillige Vermögensspende von 1 % zu bezahlen[11]. Als im Winter 1624/25 die kaiserlichen Truppen unter Tilly im Elsass stehen, lautet die Order, die «Wälle mit Kanon [zu] besetzen» und «kein Bürger durfte ohne Seitengewehr ausgehen [...]»[12]. Im Frühjahr 1627 halten sich wieder katholische Verbände in der Nähe von Basel auf, diesmal im österreichischen Fricktal und 1628 jenseits des Rheins. 1629 spitzt sich die Lage wiederum merklich zu: das Restitutionsedikt wird erlassen, die Katholische Seite steht auf dem Zenit ihres Erfolges und scheint den Krieg für sich entschieden zu haben, die Pest bricht in Basel aus. Dazu kommt, dass auch dieses Jahr Kaiserliche in Rheinfelden und sogar im Bistum Basel stationiert werden. Peter Ochs summiert die sorgenvolle Stimmung mit folgenden Worten: «Alles weckte im Lauf dieses Jahres Besorgnisse»[13]. 1630 werden Patrouillen befohlen, 1631 beginnt sich die Lage mit dem Umschwung des Kriegsglückes merklich zu beruhigen, bis 1632 und dann endgültig 1633 erneut Truppenverbände und -durchzüge durch eidgenössische Territorien die Basler wiederum arg in Atem halten. Noch im Jahre 1632 bietet Gustav Adolf den evangelischen Orten der Eidgenossenschaft ein Sonderbündnis mit den Schweden an. Trotz Befürworterstimmen in Bern und Zürich lehnt die Tagsatzung im Mai desselben Jahres das Angebot ab[14].

Der Basler Rat und insbesondere der Klerus[15] reagierte auf diese Bedrohungen mit einer Wendung zu konservativen Grundsätzen.

[10]Ochs (wie Anm. 5), S. 582 und 585. Ein Mathis Streckisen, Sohn des Schmiedes Melchior Streckisen (1557–nach 1615), der in der Spalenvorstadt 43 wohnte, «zog gon Milhusen in die bsatzung, starb glich do in dienstagen an der pest», also 1610, wie es bei Felix Platter (wie Anm. 9), S. 189 lakonisch heisst.

[11]Brenner (wie Anm. 9), S. 37. Daneben gab es Fälle, in denen die Obrigkeit Häuser in der Nähe der Stadtbefestigungen vorsorglich niederreissen liess; so auch in der Spalenvorstadt Haus Nummer 45 (vor 1625 abgebrochen, doch zu diesem Zeitpunkt schon wieder überbaut), vgl. Basler Zeitung vom 17.03.1979, Nr. 65, S. 35: Im Schatten des Spalentores. Rudolf Karm, Bewohner von Nummer 26, bot – «wann es der Obrigkeit je gefallen wird» – an, sein Haus am Petersplatz zur Verfügung zu stellen, was aber offenbar nicht geschehen musste, vgl.: Basler Zeitung vom 2.10.1982, Nr. 230, S. 26: «Zum Meyenberg» an der Spalen.

[12]Ochs (wie Anm. 5), S. 595 und S. 588.

[13]Ebd., S. 600.

[14]Vgl. Dr. Josef Rosen: Chronik von Basel. Hauptdaten der Geschichte, Basel 1971, S. 114.

[15]Vgl. Ochs (wie Anm. 5), S. 819: «[...] die Regierung, auf Zureden des grössten Theils der Geistlichkeit [...].» Ebd. auf S. 820 werden die Mandate von einem Zeitgenossen als «Mönchsregeln» bezeichnet. Zur Sittenstrenge dieser Zeit und ihren Ursprüngen vgl. den grundsätzlichen Artikel von: Adrian Staehelin: Basel unter der Herrschaft der christlichen Obrigkeit, in: Basler Jahrbuch 1958, S. 19–56.

Dies zeigen die sich häufenden Verbotslisten unzweifelhaft. In harschen Sittenmandaten wird die Obrigkeit nicht müde, die «Üppigkeit und ‹teufelische Pracht› zu geisseln»[16]. Dabei kann schon Fluchen obrigkeitlich geahndet werden «bey hoher Strafe an Leib, Ehre und Gut, alles Schmähen gegen Jedermann, besonders gegen hohe Standespersonen»[17]. Die konservative Haltung in der Stadt beschreibt noch der französische Europareisende Balthasar de Monconys 1664: «[...] ils sont Religieux observateurs de l'antiquité, & ennemies des nouveautez, ils n'ont rien voulu innover»[18]. Der Verfasser der «HEUTELIA» schreibt 1638 über die ungebührliche Luxusliebe der Basler(innen), sie seien «[i]n Kleidern viel prächtiger, als andere *Heutelii* [Schweizer, Anm.d.Verf.], sonderlich aber der Kauffleuten Weiber, under welchen gefunden werden, die sammete Schuch mit Perlinen gestickt tragen»[19]. Ähnliches äussern die Basler selbst bereits 1580 zu Michel de Montaigne: «Plusieurs se plaignirent à M. de Montaigne de la dissolution des femmes et yvrognerie des habitants.»[20]

Auf der anderen Seite darf jedoch nicht ausser Acht gelassen werden, dass Basel aus der politischen Situation wirtschaftlich nutzen ziehen konnte. Wenn die im Elsass lagernden Truppen das ausgeplünderte Gebiet nicht noch weiter aussaugen konnten, waren sie gezwungen, in Basel auf ‹Einkaufstour› zu gehen. Gerade im Jahre 1632 lagerten die Kaiserlichen im Badischen und erhielten vom Rat der Stadt den Bescheid, «dass aus jeder Compagnie eine qualificirte

[16] Daniel Burckhardt-Werthemann: Hans Heinrich Glaser. Ein Baseler Künstler aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. In: Basler Jahrbuch 1897, hrsg. von A. Burckhardt, R. Wackernagel und A. Gessler, S. 155. In diesem Artikel grundsätzliche Informationen zur Lage der Kunst in Basel in dieser Zeit, zwischen Stillstand («[...] nach Holbeins Wegzug ist alles wüste und leer [...]», S. 144) und neuer Hoffnung («Die Spitzen der Bürgerschaft waren also im Zeitalter des dreissigjähigen Krieges der Pflege der Kunst gar nicht so abhold», S. 145). Vgl. zur Kunst in Basel während des Dreissigjährigen Krieges neuerdings: Holger Jacob-Friesen: Die «edlen Künste [...] in hohe Ehren gesetzt»? Die Kunst in Basel während des 17. Jahrhunderts, in: Historisches Museum Basel (Hg.) (wie Anm. 8), S. 74–89.

[17] Ochs (wie Anm. 5), S. 583 (1619); vgl. ebd. S. 587, 588, 589ff. und das Zitat oben, Anm. 72.

[18] Balthasar de Monconys: IOVRNAL DES VOYAGES DE MONSIEVR DE MONCONYS [...], seconde partie, Lyon 1666, Eintrag vom 2. Februar 1664, S. 309: Monconys erzählt, dass die Stadtbasler die Uhren um eine Stunde vorausstellen und sich von dieser Tradition nicht trennen mögen.

[19] HEUTELIA (wie Anm. 4), S. 26.

[20] François Rigolot: Journal de voyage de Michel de Montaigne, Paris 1992, S. 16.

Person, zum Einkauf ihrer Bedürfnisse, vom Oberst ernannt, und hieher [in die Stadt Basel; A.d.V.] geschickt wurde»[21]. Davon profitierte natürlich die Wirtschaft: Kriegsmaterial, Handwerkszeug, Nahrungsmittel und wohl nicht zuletzt etliche Fässer Wein dürften so zusätzlich verkauft worden sein[22]. Als Fazit können wir demnach festhalten, dass die Stadt und ihre Bewohner in einem Wechselbad der Gefühle und Ängste lebten: zwischen Notstand[23] und Wohlstand (durch Profit), zwischen Kriegsgefahr und Kriegspausen.

IV. Das Jahr 1632

1632 ist ein relativ ruhiges Jahr. Das Kriegsglück hat sich seit dem Eingreifen Gustav Adolfs 1630/1631 zu Gunsten der Protestanten gewendet. Diese Wende wird auch in Basel verspürt. «Jetzt kehrt sich nun das Glück [...]» heisst es unmissverständlich auf einem Kupferstich[24]. Das Jahr ist gekennzeichnet einerseits von einer dadurch hervorgerufenen Beruhigung, wenn nicht gar neuem Enthusiasmus der mehrheitlich reformierten Basler, andererseits von neuen Gefahrenwolken eines ‹gewöhnlichen› Kriegsalltages: Kaiserliche Truppen ziehen ins Badische, verlangen wie beschrieben Einlass in die Stadt zur Versorgung ihrer Soldaten. Schwedische Einheiten lagern in der «Stadt Neuenburg am Rhein und [...] bis an den Sundgau»[25]. Sicherheitsmassnahmen werden getroffen, die Schweden versuchen aus der Stadt Leute zu rekrutieren, Schmähkupferstiche wider die Kaiserlichen kursieren. Kurz: «Zu Beginn der Dreissigerjahre [...] wurde infolge des Krieges die Lage Basels immer schlimmer, die Gefahr der Invasion fremder Truppen immer grösser.» 1633

[21] Ochs (wie Anm. 5), S. 607. Eingelassen wurden jeweils nur 10–12 Bedürftige, wenn sie unbewaffnet waren und sich, wie es heisst, «[...] bescheidentlich aufführten [...]» (ebenda, S. 594).

[22] Ebd., S. 821–822. Die Weinpreise steigen besonders 1611 (also nach der verheerenden Pest von 1610), 1615, bleiben hoch bis 1620, fallen danach und steigen wieder 1623/1624.

[23] Für 1623 heisst es bei Ochs (wie Anm. 5), S. 594 programmatisch: «Die Theuerung in diesem Jahre ohne Beyspiel.» In der HEUTELIA steht über die Teuerung folgendes: «Ihr fürnembste Kunst bestehe im wolfeilem Wein und wolfeilem Korn in die Theurung zu verwandlen; solche Kunst sey aber nit allzeit gewiss, dann es jhnen offtermahlen gar wol gefehlet.» Besonders die Basler würden diese «Kunst» ausüben (HEUTELIA (wie Anm. 4), S. 25 und 26). Vgl. dazu die Untersuchungen generell in: Stritmatter (wie Anm. 5), 1977.

[24] Ochs (wie Anm. 5), S. 609.

[25] Ebd., S. 607.

Abb. 1: Inschrift (Umzeichnung und verkleinerte Kopie; Anfertigung durch den Verfasser)

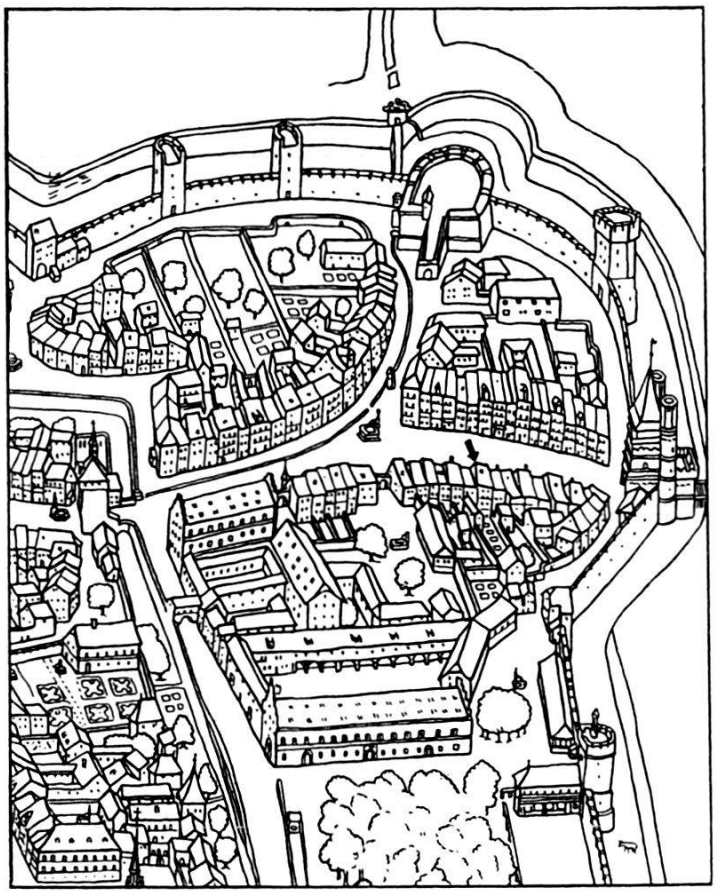

Abb. 2: Die Spalenvorstadt um 1615. Umzeichnung des Stadtplanes von Matthäus Merian.
Aus: Rudolf Kaufmann: Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel, (Basler) Neujahrsblatt, Nummer 129, Basel 1949, S. 57. Der (vom Verfasser eingezeichnete) Pfeil markiert die Lage des Hauses Nummer 28 (dasjenige, wo der Garten nach Norden hin anschliesst).

werden Soldaten angeworben aus einer Vermögenssteuer, die 1/2 % beträgt[26].

In dieser unruhigen Zeit wurde im Jahre 1632 in einem Haus, welches in einem der Vorstädte Basels, genauer der Spalenvorstadt, liegt, eine Inschrift angebracht (Abb. 1/2).

V. Der Text als Gedicht

Die Inschrift lautet in einer textidentischen Schriftbildwiedergabe:

	Variante:
Trinck vnd iß, Gott des herren nit ver	
gis, bewar dein ehr die wirt nit mher	/dir (?)
von aller deiner Hab	
dan zũ lest das tiefe grab	
1 6 [Rankenwerk] 3 2	

Das heisst übersetzt sinngemäss:

«Trink und iss! [Doch] Gott den Herrn [aber sollst du (dabei)] nicht ver- /
gessen; bewahre deine Ehre, die wird (dir ?) nicht grösser /
durch allen deinen Besitz [alles, was du dein nennst] /
dann zuletzt [kommt (doch)] das tiefe Grab /
1632»

Die Inschrift ist in zierlicher, grosszügig Barocker Frakturschrift[27] geschrieben, die grossen Lettern sind ca. 8–9 cm, die Kleinbuchstaben ca. 4,5 – 5,5 cm hoch. Auf eine weiss-grau grundierte Fläche hat der Maler in schwungvoller Manier, oft in einem Pinselstrich einen

[26] Brenner (wie Anm. 9), S. 39. Zur Sondersteuer ebd., S. 40. Auf S. 43f. finden sich zwei instruktive Mandate vom 21. Juni 1623 und 21. Dezember 1633 in Originaltranskription. Diese Ratserlasse spiegeln besonders in den Anfangswendungen sehr direkt die Stimmung wieder, die in der Stadt geherrscht haben muss. Siehe den Schluss des Aufsatzes und vgl. Stritmatter (wie Anm. 5), S. 16-60, bes. S. 16–34 (für das Jahr 1632).

[27] Vergleiche: Wilhelm H. Lange: Schriftfibel, dritte neubearb. und verm. Aufl., Wiesbaden 1952, Abb. 62, S. 89 als Beispiel und ebenda S. 99; Severin Corsten (et al.): Lexikon des gesamten Buchwesens, zweite, völlig neu bearb. Aufl., Band III, Stuttgart 1991, S. 12–13.

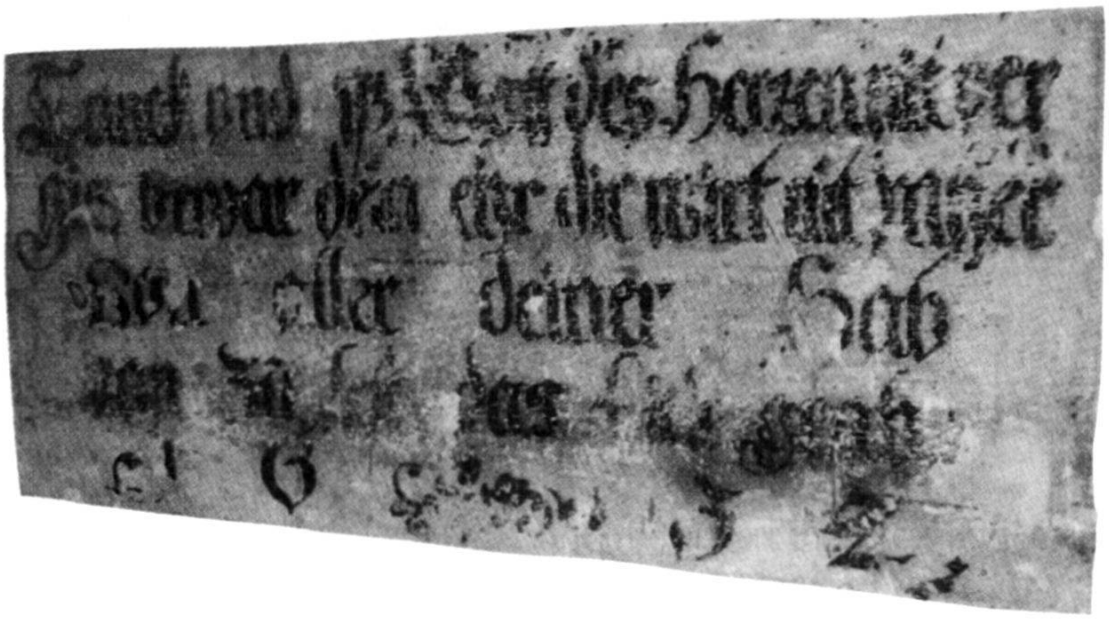

Abb. 3: Foto der Inschrift: Situation Winter 1999 (Foto des Verfassers)

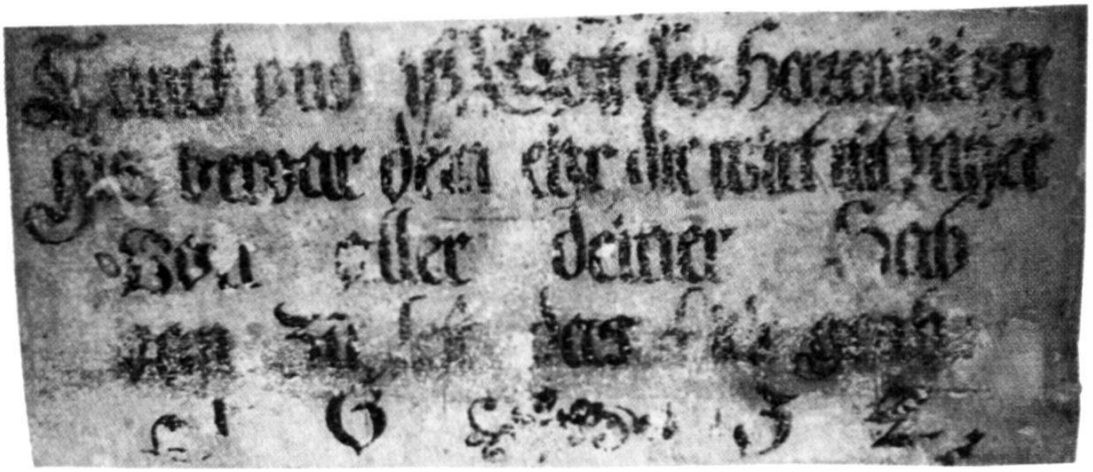

Abb. 4: Foto der Inschrift: Situation Herbst 2000 (Foto des Verfassers)

Balken oder eine Linie eines Buchstabens hinsetzend, diesen Text auf ein zuvor festgelegtes Feld von einer Grösse von 45 cm Höhe und 105 cm Breite aufgemalt[28]. Auf einem Foto aus dem Jahre 1957, dem Jahre der Entdeckung der Inschrift, ist noch deutlich die heute nicht mehr vollständig sichtbare doppelte Umrahmung zu erkennen[29]. Heute präsentiert sich die Schrift im Durchschnitt etwa 10 cm

[28]Die präzisen Masse betragen eine minimale / maximale Höhe von 44,3 / 45,7 cm und Breite von 104,5 / 105 cm.

[29]Leider ist eine Wiedergabe des Fotos von Peter Heman aus rechtlichen Gründen nicht möglich (das Foto befindet sich im Archiv Basler Denkmalpflege).

eingetieft in die Wand und wird neuerdings durch eine Glasplatte geschützt – denn der Raum wird spätestens seit der Restaurierung der gesamten Liegenschaft im Jahre 1957[30] als Küche genutzt (Abb. 3/4).

Das Foto von 1957 zeigt einen Schrank zur linken Seite und eine Wand gleich anschliessend zur rechten Seite der Inschrift, wobei die Mauer offenbar den Text an seinem äusseren Rahmen überschneidet. Möglich, dass diese Wand deshalb jüngeren Datums ist als die Inschrift. Der heutige Küchenraum hat die Ausmasse 3,36 x 2,51 m. An der Westwand befindet sich die Inschrift auf 1,13 m Höhe, 47,5 cm von der heutigen linken und 1,69 m von der rechten Zimmerwand entfernt. Letztere bildet den Abschluss der Wohnung zum Hof hin nach Norden in Richtung Petersplatz. Zusätzliche Freskenreste sind zu erkennen an einem und um einen Deckenbalken und zudem in der gerade noch auf dem Foto erkennbaren oberen Ecke des durch die eingestellte Wand gebildeten Zimmers.

Leider sind keine Pläne mit den Raumaufteilungen vor 1957 erhalten geblieben. Im Inventar-Text zur Liegenschaft findet sich lediglich folgende Stelle: Die «schmalen und tiefen Grundstücke» der Häuser «stehen noch auf den alten Mauern»[31]. 1441 wird im Haus «zum Engel» «in der hindern stuben»[32] ein Gericht abgehalten, zwischen 1519 und 1521 wird ein «Hintergebäude»[33] – welches uns an dieser Stelle nicht interessieren muss – errichtet. Ein Umbau der alten Substanz wird 1779 vorgenommen[34]. Doch was und vor allem wieviel damit verändert wird, bleibt dabei leider undeutlich. Nach dieser «Erneuerung des Hauses»[35] erfahren wir erst wieder 1862 genaueres über die Raumaufteilung, als die Liegenschaft sich im Besitz des Sattlers Daniel Gysin-Weber befand, «der sie mit seiner Familie allein bewohnt[e]:»[36]

> «Im Erdgeschoss befand sich die Werkstatt des Meisters; im ersten Obergeschoss lagen die Wohnräume, nach hinten die Schlafräume der Meistersleute. Darüber nahmen die Schlafräume der Kinder und der Gesel-

[30] National Zeitung vom 4.06.1957, Nr. 251, o. S. (Letzte Berichte der National Zeitung): Spalentor- und Spalenvorstadt-Erneuerung.

[31] Inventar-Text (Spalenvorstadt 28), S. 31–32, von C. A. Müller vom August/September 1956 aus dem Archiv Basler Denkmalpflege, S. 25-32, der mir freundlicherweise von Anne Nagel zur Verfügung gestellt wurde.

[32] Ebd., S. 26.

[33] Ebd., S. 28.

[34] Ebd., S. 30: «Überbesserung der Behausung, Hofstatt, Garten, Stallung und Hinterhaus».

[35] Ebd., S. 30.

[36] Ebd., S. 30.

len, die im Haus selber wohnten und assen, das zweite Obergeschoss ein.»[37]

Demnach wäre der Raum mit der Inschrift 1862 als «Schlafräume» für die «Meistersleute», also des Ehepaares Gysin-Weber, genutzt worden. Ob dies einer alten Tradition entsprach oder nicht, ist zwar nicht mit letzter Sicherheit, aber doch mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, da die Einteilung der Wohnräume vor 1862 sich kaum radikal verändert haben dürfte und einer logischen und üblichen Einteilung der Raumnutzung entspricht. Somit kann daraus gefolgert werden, dass möglicherweise der Raum mit der Inschrift schon 1632 entweder wie noch 1862 den Schlafraum des Hausbesitzers und seiner Ehefrau, also einen privaten Ort oder aber einen öffentlichen oder halböffentlichen Bereich bildete. Dabei wäre entweder an eine (Wohn-)Stube oder (wie heute) eine Küche zu denken[38]. Am wahrscheinlichsten ist vielleicht die Hypothese, dass sich im Ergeschoss die Werkstatt, im 1. Stock der Wohnbereich mit einer Wohnstube (möglicherwiese eher auf die Strassenseite nach Süden) und einer Küche und eben den Schlafräumen eher nach hinten auf den Hof hinaus befanden[39]. Doch muss man sich die Verhältnisse wohl enger und verschachtelter vorstellen, so dass beim heutigen Wissensstand nur Vermutungen geäussert werden können.

Wenn es sich tatsächlich um einen Wohn- oder Schlafraum gehandelt hat, vermag das an dieser Stelle überaus detaillierte «Journal de Voyage» von Michel de Montaigne[40] Vorstellungshilfe zu geben. Dort wird festgehalten, wie die «logis» (Stuben) der Basler im Jahre 1580 aussahen – was sich bis 1632 kaum merklich gewandelt haben dürfte[41]. Es heisst da:

[37] Ebd., S. 30–31.

[38] Halböffentlich wäre ein Küchenbereich deshalb, weil – wenn man diese Aussage verallgemeinern darf – Montaigne (wie Anm. 20), S. 17 schreibt, dass die Küchen in Basel sehr ungerne als Gemeinschaftsräume benutzt würden: «[...] et treuvent fort mauvais qu'on aille en leurs cuisines», auf deutsch: «Sie finden es sehr unpassend, wenn man die Küche betritt.» Deutsche Übersetzung: Dr. Johannes Meyer: Aus Michel Montaignes Reise durch die Schweiz, Süddeutschland und Italien. Von Basel nach Lindau, (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft XXXIX), Frauenfeld 1910, S. 43–79, hier zitiert nach dem Separatdruck S. 1–36, das Zitat stammt von S. 18.

[39] Zu zwei Beispielen alter Wohnraumeinteilungen: Rudolf Kaufmann: Die bauliche Entwicklung der Stadt Basel, in: (Basler) Neujahresblatt, Nummer 127, Basel 1949, S. 57 (Plan).

[40] Meyer (wie Anm. 39), S. 1–36.

[41] Montaigne (wie Anm. 20), S. 17 (beide Zitate). Zum Schmiedehandwerk heisst es nochmals S. 18: «Comme ils sont excellens ouvriers de fer [...]».

«Ils [die Basler; Anm.d.V.] sont aussi excellens en tuillieres, de façon que les couvertures des maisons sont fort embellies de bigarrures de tuilliere plombée en divers ouvrages, et le pavé de leurs chambres ; et il n'est rien plus delicat que leurs poesles qui sont de poterie. Ils se servent fort de sapin et ont de très-bons artisans de charpenterie ; car leur futaille est toute labourée et la pluspart vernie et peinte. Ils sont sumptueux en poesles, c'est à dire en salles communes à faire le repas. En chaque salle, qui est très-bien meublée d'ailleurs, il y aura volontiers cinq ou six tables equipées de bancs, là où tous les hostes disnent ensemble, chaque troupe en sa table. Les moindres logis ont deux ou trois telles salles très-belles. Elles sont fort percées et richement vitrées ; mais il paroist bien qu'ils ont plus de soin de leurs disners que du demeurant : car les chambres sont bien aussi chetifves [armselig, eng; Anm.d.V.]. Il n'y a jamais de rideaux aus lits, et tousjours trois ou quatre lits tous joingnant l'un l'autre, en une chambre [...].»[42]

Doch zurück zur Inschrift und ihrer Verständlichkeit, die kaum grössere Schwierigkeiten aufgibt. Leseprobleme bietet eigentlich nur das «die» in der zweiten Zeile, welches (eher unwahrscheinlich) auch als «dir» gelesen werden könnte. Angesprochen werden vier Hauptthemen: Lass es dir (körperlich) gutgehen, vergiss dabei aber nicht dein Seelenheil vor Gott. Die «ehr» vergrössert sich nicht materiell, wichtig ist, sie zu bewahren, denn am Ende winkt doch jedem das Grab. *Carpe diem,* also Lebensgenuss, religiöse und moralische *pietas* und *memento mori* – so kann man die Inschrift zusammenfassen. Damit passt der Spruch sehr gut in die bekannte Dichtung und auch Literatur des Barockzeitalters. Stellvertretend sei hier wiederum eine Passage aus Grimmelshausens «Simplicissimus» angefügt, die sich nur

[42]Ebd., S. 17. Auf deutsch lautet die Passage nach dem in Anm. 39 angegebenen Text, S. 18: «Sie zeichnen sich ferner durch ihre Ziegelarbeit aus, der Art, dass die Bedachungen der Häuser sehr verschönert erscheinen in mannigfaltigen Farben von Ziegeln, die mit Bleiglätte in verschiedener Weise glasiert sind, ebenso die Fussböden der Kammern; nichts aber ist sorgfältiger gearbeitet als ihre Öfen, die Werke der Töpferarbeit. – Man verwendet hier sehr gerne das Tannenholz; sie haben auch sehr geschickte Zimmerleute; denn ihr Holz wird gänzlich verarbeitet und dann meistens gefirnisst und gemalt. Sie lassen sich viel Geld kosten bei der Herstellung der Stuben, d.h. der Säle, worin man die gemeinsamen Mahlzeiten hält. In jeder Stube, die ohnedies mit Zimmergeräten gut ausgerüstet ist, findet man leicht fünf oder sechs mit Bänken versehene Tische, an denen alle Gäste gemeinsam speisen, je eine Anzahl an einem Tische. Die geringsten Gasthäuser haben zwei oder drei solche sehr hübsche Stuben. Sie sind sehr geräumig und reichlich mit Fenstern versehen. Indessen scheint man mehr Sorgfalt auf die Mahlzeiten als auf die Wohnungen zu verwenden; denn die Schlafzimmer sind um so dürftiger ausgerüstet. Nie findet man darin [Himmel-]Betten mit Vorhängen [wie in Frankreich]; hingegen trifft man in einer Kammer drei oder vier Betten aneinander gestossen [...].»

wenige Abschnitte nach der eingangs zitierten findet. Auch in ihr tauchen – zusammengenommen mit dem ersten Text – die entsprechenden Leitwörter auf:

> «Wir verblieben vierzehen ganzer Tag an diesem gnadenreichen Ort, allwo ich Gott um meine Bekehrung dankte, und die Wunder so allda geschehen, betrachtete; welches alles mich zu ziemlicher Andacht und Gottseligkeit reizete; doch währete solches auch solang als es mochte; dann gleichwie meine Bekehrung ihren Ursprung nicht aus Liebe zu Gott genommen: sondern aus Angst und Forcht verdammt zu werden; also wurde ich auch nach und nach wieder ganz lau und träg, weil ich allgemählich des Schreckens vergaß, den mir der böse Feind eingejagt hatte; und nachdem wir die Reliquien der Heiligen, die Ornat und andere sehenswürdige Sachen des Gotteshauses genungsam beschauet, begaben wir uns nach Baden, alldorten vollends auszuwintern.»[43]

Auch hier drehen sich die Gedanken des Simplicissimus um Gott und Bekehrung, die Angst vor dem Tod und seinen Folgen und um die Aussicht auf ein Leben, das, wenn es denn auch nicht mehr nur paradiesisch sein mag, einen in Ruhe auskuren lässt.

Solchermassen liesse sich der Text leicht einreihen in die ‹Stimmung› der Zeit, in die bekannte barocke Lebenshaltung. Aus diesem Blickwinkel gesehen liest sich der Text wie ein Gedicht: Die etwas zusammengebastelten Verse, mit ihrer ganz eigenen Reimeinteilung, die nicht nur nach dem konventionellen Schema ‹aabb› verläuft, sondern noch dazu Binnenreime innerhalb der Zeilen anbietet, mögen dies bezeugen: «ver» Ende erste Zeile von «ver-/gis» reimt sich auf «mher», zugleich reimt sich innerhalb der Zeilen «iss» und «vergiss», sowie «ehr» wiederum auf «mher»[44].

Das Resultat wirkt eher unbeholfen und wie eigens für diese dichte vierfache Aussage zusammengesucht. Mit appellierenden Imperativen («Trinck / iss / vergis / bewar») wird in den ersten beiden Zeilen der Tenor einer direkten Ansprache eröffnet, um dann in den letzten beiden Versen in eine eher deskriptive Schilderung überzugehen. Daraus ergibt sich ein besonderer Rhythmus des ganzen Gedichtes, der zuerst abgehackt beginnt, um im Verlaufe der Zeilen immer beruhigter zum Ende, d. h. ganz wörtlich, dem «grab» zuzustreben. Kompositorisch auffallend ist die augenfällige Mittelstellung

[43] Grimmelshausen (wie Anm. 1), S. 475.

[44] Das unkonventionelle Reimschema lautet demnach:

a – b /
a – b – b /
c /
c.

der Wörter «Gott» in der ersten und «ehr» in der zweiten Zeile, beides Schlüsselbegriffe, die die religiöse und moralische *pietas,* wie wir das oben nannten, auf den Punkt zu bringen vermögen. Als Adressat des Textes gilt ein nicht näher umschriebenes ‹Du› («dein / dir [/die ?] / deiner», letzteres wiederum in der Mitte jetzt der dritten Zeile).

Auffallend ist somit die unkonventionelle, wohl als dilettantisch zu interpretierende Versschmiederei, die durch ihre direkte Apellform, den möglichst hohen Grad an unreinen Reimen und die pointierte Aneinanderreihung der vier Aussagemomente charakterisiert wird. Diese vier Schwerpunkte des Gedichtes – Lebensgenuss, religiöse und ethische Tugendhaftigkeit und *memento mori* – sind inhaltlich im Satzgefüge nicht so leicht zusammenzubringen. Zuerst bleibt noch alles klar: man solle das Leben auskosten und dabei Gott nicht vergessen. Nun folgt ein Komma, heisst das, dass aus dem Befolgen dieser ersten zwei Maximen, die dritte *erfolgt*? Oder ist hier eher an eine lockere Reihung zu denken, im Sinne von: lebe lustig, gedenke Gottes und bewahre dir *daneben* deine Ehre? Vermutlich ist die zweite Möglichkeit ungezwungener, ganz eindeutig wird es aber nicht. Auf jeden Fall soll man sich seine Ehre bewahren, diese würde nicht zunehmen – Zeilensprung ! – von der ganzen Habe, die man besitzt. Gemeint ist mit «Hab» sicher einfach der materielle Besitz, im Gegensatz zum himmlischen Bereich Gottes. Dieser irdische Besitz vermag jedoch die Ehrhaftigkeit des Angesprochenen nicht zu vergrössern: nicht über die Anhäufung von materiellen Gütern lässt sich Tugend erringen – das soll wohl die Aussage von Zeile zwei und drei sein, wenn sinnvollerweise nach «mher» der Satz weitergelesen wird über das Enjambement hinaus. Zuletzt wartet dann auf jeden Menschen «das tiefe grab».

Das ganze Gedicht liest sich somit wie eine ganz unmittelbare Ermahnung, zusammengebastelt aus den vier Sinnelementen und etwas Reimfreude und (weniger) -kunst. Der Befehlscharakter lässt den Text zu einer regelrechten Auflistung von Lebensregeln für den einzelnen Leser (‹Du›!) werden. Der Auftraggeber wusste sehr wohl die direkte Kraft der Worte, die Suggestion des Reimes und den einschärfenden Charakter der kompakten vier Verse zu nutzen.

VI. Der Text im Kontext: a) als Werbeschild

Um etwas genaueres auszusagen über die oder den Auftraggeber, die vermutlich mit den Bewohnern des Hauses in der Spalenvorstadt 28 identisch sind, in dem sich die Inschrift im 1. Stock auf die Hof-

seite hinaus befindet, müssen die gesicherten Hinweise zur Liegenschaft und zu ihren Bewohnern etwas näher ausgeführt werden.

Seit der Vergrösserung des Stadtmauerringes gegen Ende des 14. Jahrhunderts – in deren Folge auch das Spalentor, das zu der Zeit noch Voglerstor hiess, errichtet wurde – bekamen die Häuser in den Vorstädten neue Bedeutung. Gesichert und in die Stadt integriert entwickelten sie sich zu Handwerkerhäusern, deren Besitzer den durch die Tore einströmenden Reisenden ihr Können zur Verfügung stellten[45]. Dazu kamen der Vorteil des oft noch unüberbauten Gebietes und die feuertechnisch günstige Lage am Rand der Stadt.

In der Spalenvorstadt 28 ergeben die erhaltenen Quellen folgendes Bild[46]: Das 1262 erstmals urkundlich erwähnte Haus, welches ab 1315 «zum Nüwen Hus» und dann von 1429/1430 an «zem Engel» genannt wird, bewohnen ab dem 15. bis ins 19. Jahrhundert hinein Handwerker, besonders Wagner und Hafner[47]. 1578 wurde das Haus vom Maler Nikolaus Hagenbach (1546–1613)[48] an «Meister Hans Simon genannt Strussysen, den Hufschmied und seine Frau Ursula geborene Kaufmann»[49] verkauft. 1606, nach dem Tode Meister Simons muss das Haus ausstehender Zinsen wegen gefrönt werden[50]. 1628 wohnt ein gewisser Georg Streckysen, seinerseits ebenfalls Schmied, im Haus. Das Fünfergerichtsprotokoll berichtet von einem Streit, den er mit seinem Nachbar von Haus Nummer 26 hat «betreffend Gebäw an die Mauer u. wegen der Tachtrauffe & Bauchofen [...] und wegen der Wasserleitung bis ins Gärtlin»[51]. Das nächste Dokument taucht leider erst über achtzig Jahre später, im Jahre

[45]Vgl. Platter (wie Anm. 9), S. 184–190 (Registernummern 599–644) mit den entsprechenden Berufsbezeichnungen (linke Seite). Zur Entwicklung der Spalenvorstadt vgl. Rudolf Kaufmann (wie Anm. 39), S. 30 und S. 32. Montaigne notiert anerkennend in Basel, sie hätten «aussi foison [Überfülle; Anm.d.V.] de fer et de bons ouvriers de cette matiere : ils nous surpassent de beaucoup.»

[46]StABS, Historisches Grundbuch. Die Daten lauten präzise: «um 1262» und «1262», «1315. Donnerstag vor Pfingsten.», «um 1430», «1587 Januar 7.» und «1628. 30. April». Vor 1315 heisst das Haus schlicht «huss» oder lateinisch «domus» ohne eigenen Namen.

[47]Wagner sind sogenannte Stellmacher, d.h. Handwerker, die hölzerne Wagenteile anfertigen und reparieren, also Wagenbauer und –macher. Der Beruf des Hafners meint den Töpfer oder den Kachelofensetzer, d.h. derjenige, der Kachelöfen und Kamine baut und repariert.

[48]Vgl.: Carl Brun (Hrsg.): Schweizerisches Künstler-Lexikon, Frauenfeld 1908, S. 9; Ulrich Thieme/Fred. C. Willis: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Band XV, Leipzig 1922, S. 468 und Platter (wie Anm. 9), S. 264f., 395.

[49]Inventar-Text (wie Anm. 31), S. 29.

[50]Gefrönt heisst verpfändet, vor Gericht in Beschlag genommen werden.

[51]Inventar-Text (wie Anm. 31), S. 29, wo C. A. Müller offensichtlich ein Fehler unterlaufen ist bei der Zusammenfassung des relevanten Dokumentes von 1628,

1710 auf, weshalb es nur über einen neuen Besitzer informieren kann, der immer noch das Schmiedehandwerk ausübt und ebenfalls einen feurigen Namen trägt: Ulrich Isenflamm.

Beim Schmied Georg Streckysen muss es sich um den Bewohner der Liegenschaft zur Zeit der Anbringung der Inschrift im Jahre 1632 gehandelt haben, es sei denn, zwischen 1628 und 1632 hätte es noch Veränderungen in der Besitzlage des Hauses gegeben. Diesen Fall ausgeschlossen, können wir uns den Schmied mit dem nicht nur sprechenden sondern im doppelten Sinn klingenden Namen wenigstens als eine der Personen vorstellen, die mittel- oder unmittelbar mit der Entstehung der Inschrift zu tun hatten. Sicher lebte er mit dem Text, mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man in ihm auch den Auftraggeber, wenn nicht gar den *concepteur* des Wandspruchs sehen[52].

Georg Streckysen wurde 1586 geboren, starb 1651 und hat, soviel wir wissen, zweimal geheiratet: das erste Mal 1611[53]. Damals vermählte er sich mit Ursula Schwingdenhammer, die 1577 geboren wurde und 1620 starb, worauf der alleinstehende Schmied zwei Jahre später, 1622, mit Verena David (1592–nach 1629) vor den Traualtar schritt. Beide Frauen gebaren ihm vier Kinder im Zeitraum von neun und sieben Jahren, also (beinahe) im Zweijahresrhythmus[54].

weil er immer noch Simon Strussysen dort wohnen lässt. Ihm ist sicher entgangen, dass im Dokument von 1608 ausdrücklich steht: «[...] Struseisens sel. [= selig, d.h. verstorben; Anm.d.V.] Behausung [...].»

Im Dokument von 1628 schreibt sich der Name Streckysen: «Georg Streckheysen dem Schmidt», daneben gibt es die Varianten Streckisen, Streckeisen oder eben Streckysen. Platter (wie Anm. 9), S. 605, hat sich unter den Nummern 586 (Petersplatz 6, also ganz in der Nähe von Spalenvorstadt 28!), 620 (Spalenvorstadt 43!) und 1063 für das Jahr 1610 fünf Personen mit dem Namen Streckysen notiert: Catharina, Margret, Maria (Näherin), Matthäus (Hufschmied) und Melchior (Schmied).

[52]Zu den Begriffen Auftraggeber und Concepteur siehe: Hans-Rudolf Meier, Carola Jäggi, Philippe Büttner: Für irdischen Ruhm und himmlischen Lohn: Stifter und Auftraggeber in der mittelalterlichen Kunst, Berlin 1995.

[53]Die eruierbaren Lebensdaten lauten: Georg Streckysen wurde am 4. Dezember 1586 geboren. Seine Eltern waren Melchior Streckysen (24. Februar 1557– nach 1615), auch er Hufschmied, und Justina Fricker (? – nach 1600).

Ursula Schwingdenhammer: 18. August 1577 – im September 1620. Verena David: 30. Oktober 1592 – nach 1629. Die Daten stammen aus StABS, PA 355, C, 502.

[54]Ursula Schwingdenhammer gebar vier Kinder: 1612 Melchior (5. Juli; Heirat 1636, gestorben 2. August 1679), 1614 Ursula (27. Januar), 1618 Mathias (25. Oktober; gestorben vor 1629) und 1629 Chrischona (24. September). Ebenso Verena David: 1623 Margret (4. November; Heirat vor 1641; gestorben nach 1686), 1625 Salome (10. Juli), 1627 Maria (30. April) und 1629 Mathias (1. Januar; Heirat 1648; gestorben im Januar 1690).

Was könnte nun jemand aus der Familie Streckysen dazu bewogen haben, eine Inschrift in solchen Zeiten anbringen zu lassen? Vielleicht waren wirtschaftliche Interessen im Spiel, vielleicht wollte die Person die Gunst der schwierigen Stunde nutzen? Man kann sich vorstellen, dass der Hausherr oder die Hausherrin nämlich in schwierigen Zeiten, geprägt vom Dreissigjährigen Krieg und ihren oben skizzierten Nöten und den überaus restriktiven, konservativen Sitten mit Verbotslisten, eine Art halboffene ‹Bar› eröffnete, um sich Zusatzerwerb zu sichern. Dann hätten wir in der Inschrift so etwas wie ein *Werbeschild* für eine sich in einem Haus im 1. Stock auf die Hofseite hinaus gelegene Kneipe zu sehen. Der Spruch würde dann besonders den Anfangsauftakt wörtlich als Aufforderung zur Konsumsteigerung verstehen: «Trink und iss! ...»

Ähnliche Institutionen gab es im 17. Jahrhundert unweit davon in der Spalenvorstadt 21. Dort hatte ein gewisser Jacob Meyenrock «vorübergehend eine Schenke»[55]. Auch im Haus Nummer 39 gab es zeitweise eine Wirtschaft[56]. Permanente Gasthäuser befanden sich im Jahre 1610 nach den Aufzeichnungen von Felix Platter in Haus Nummer 3 («Zum Engel»), 5 («Zur roten Kannen») und 17 («Zum Ochsen»)[57]. Georg Streckysen könnte demnach im hinteren Wohnbereich seines Hauses die vom Statdtor aus am raschesten zu erreichende Schenke eröffnet haben. Neben der optimalen Lage sprechen die restriktiven Zeiten und Sittenmandate gerade dafür, solche Dinge besser im heimlichen, deshalb halböffentlich, zu organisieren. Dafür profitierte die Wirtschaft in Basel von der Kriegssituation: «Die Basler Kaufleute erlebten eine eigentliche Kriegskonjunktur»[58]. Verständlich, dass sich da – träfe die Hypothese zu – auch unser Schmied ein Stück vom Kuchen abschneiden wollte; besonders 1632, «hielten sich doch immer wieder schwedische Hauptleute in der Stadt auf»[59] – und die Städter selbst gönnten sich sicher ebenfalls gerne einen ruhigen Trunk. Möglicherweise ist dies eine Erklärung

[55] Basler Zeitung vom 31.07.1982, Nr. 212, S. 21: «Grosser Vogel» an der Spalen.

[56] Basler Zeitung vom 11.09.1982, Nr. 176, S. 25: «Unterer Karren» an der Spalen.

[57] Platter (wie Anm. 9), S. 184–191. In Haus Nummer 20 wohnte um 1615 der Weinschenk Jacob Widmer.

[58] Stritmatter (wie Anm. 5), S. 13. Vgl. zu den Weinpreisen und dem -handel: ebd., S. 147–157. 1630–32 fand ein Preissturz statt (S. 148). Der Preis stieg dann wieder rasant bis 1635 (S. 153), dem Jahr, in dem es «erstmals» zu «[e]rnsthafte[n] Versorgungsprobleme[n]» kam (S. 148), was zu Profitgier, Schmuggel und auf der Gegenseite zu Reaktionen der Obrigkeit führte (ebenda, S. 149).

[59] Ebd., S. 33.

für die Anbringung des Textes. Wenigstens die Eingangsverse lassen sehr wohl, zusammen mit der Ausnahmesituation, in der sich Basel und seine Bevölkerung befand, diese Interpretation als plausibel erscheinen[60].

VII. Der Text im Kontext: (b) als Erinnerungstafel

Zum Abschluss liesse sich als dritte Hypothese vermuten, dass die Inschrift möglicherweise das Datum eines *spezifischen Anlasses*, etwa einer Heirat oder einer Geburt tragen könnte. Doch leider lassen sich bis jetzt keine auf das Jahr 1632 passenden Begebenheiten im Leben oder im Umkreis der Familie Streckysen benennen. Verena, die zweite Gattin von Georg Streckysen schenkt ihrem vierten und letzten Kind am 1. Januar 1629 das Leben, ob Georg nochmals heiraten musste ist nirgendswo vermerkt, er lebte noch bis 1651. Über seine Ehefrau wissen wir nur, dass sie nach 1629 verstorben ist; eine dritte Heirat wäre also nicht ganz unwahrscheinlich.

Die andere theoretische, aber leider wiederum nicht durch Quellen belegbare Möglichkeit besteht darin, im Jahr 1632 das Heiratsjahr der zweiten Tochter aus der ersten Ehe Georg Streckysens mit Ursula Schwingdenhammer zu vermuten. Die am 27. Januar 1614 geborene Ursula könnte sich sehr wohl im Alter von achtzehn Jahren vermählt haben. Doch auch dies muss blosse Vermutung bleiben.

Ob das nicht Auffinden eines solchen Anlasses schon einen Beweis dafür darstellt, dass diese dritte Interpretationsvariante unhaltbar ist, sei dahingestellt. Auf alle Fälle spricht dagegen ganz allgemein die doch gängige Sitte, Texte zu datieren, wie wir das noch heute besonders im Alpenraum von Haussprüchen an Hausaussenseiten her kennen[61].

Es stellt sich nun noch die Frage, woher die Idee zur Inschrift stammen könnte; ob derjenige, der die Inschrift anbringen liess – sei es nun Georg Streckysen gewesen oder nicht – den Text selber

[60] Ich möchte an dieser Stelle Frau Prof. Dr. phil. Christine Burckhardt-Seebass, Ordinarin für Volkskunde an der Universität Basel, für diese Anregung und die mir am 19. Januar 2000 freundlicherweise zur Verfügung gestellte Zeit danken.

[61] Kurt Haberstich: Schweizer Haussprüche, Herisau 1999. Ich gebe als Vergleich zur Streckysen-Inschrift je ein signifikantes Beispiel: Gott (ebenda, S. 94 oben links), Gott und Tod (56 oben rechts), Leben und Tod (192 unten links), Tod (*memento mori*: 118 mitte rechts), Leben (160 oben rechts), Ehre (136 rechts) und Leben (61 unten rechts). Auch die Haussprüche erzählen neben ihrer Hauptfunktion, «Gottes Schutz und Segen» (ebd., S. 6) zu erflehen, von Gott, Leben, Ehre und Tod.

erfunden oder ihn übernommen hat. Weiter oben wurde gezeigt, dass die vier Zeilen etwas handgestrickt erscheinen, dass sie versuchen, eine grosse Botschaft auf möglichst geringem Raum zusammenzubringen. *Carpe diem*, Gottesehrfurcht, richtiges Ehrverhalten und Todesbewusstheit werden genannt und nebeneinandergestellt.

Hat nun der *concepteur* diese Inschrift selber gedichtet oder auf bestehendes Material zurückgreifen können, und aus welcher Quelle hat er dann geschöpft? Das würde Auskunft geben über das Textverständnis des Auftraggebers, des *concepteurs* und auch des Geldgebers, die natürlich in eine Person oder Personengruppe zusammenfallen können – einmal angenommen, der die Inschrift bezahlende sei identisch mit dem *concepteur* und dem Auftraggeber.

Tatsächlich lässt sich zeigen, dass der erste Teil des Textes nicht eine Erfindung des *concepteurs* darstellt. Die Worte: «Trinck vnd iss, Gott des herren nit ver / gis» stellen einen alten Spruch dar, der in ganz verwandter Art und Weise noch heute nachweisbar ist (Abb. 5). In einem Spruchlexikon von 1909 findet sich die Version: «Trink'

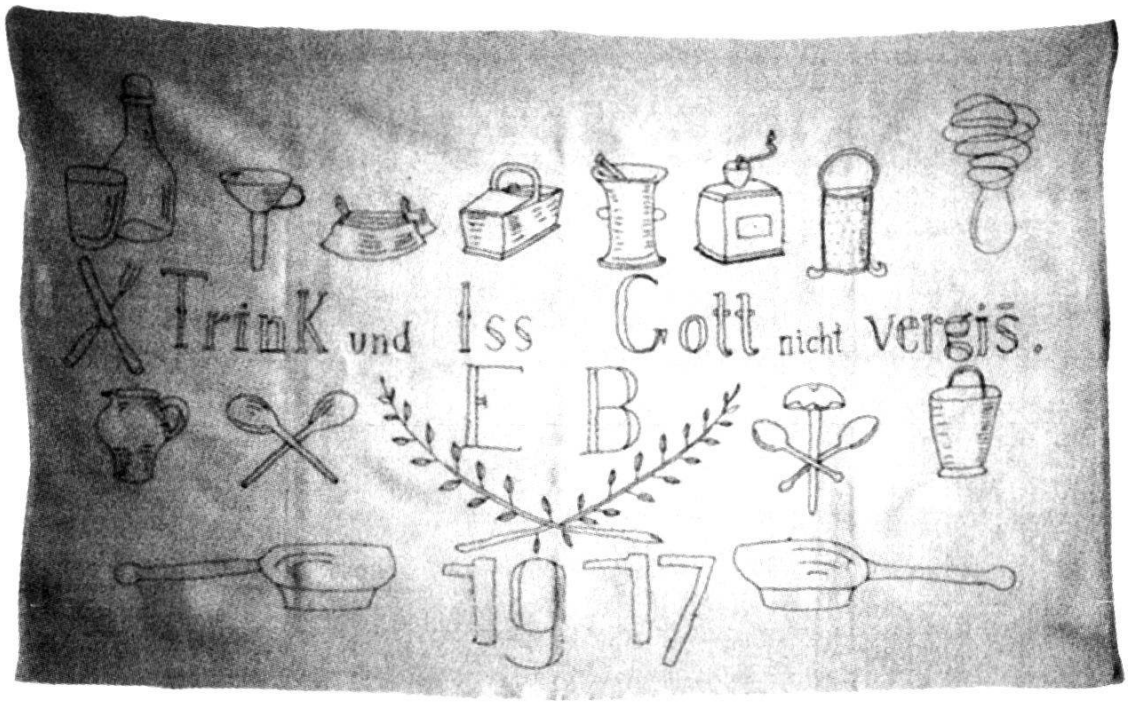

Abb. 5: Gestickter Spruch: «Trink und Iss Gott nicht vergiß.», darunter die Initialen «EB» und das Datum «1917».
Aus: Wolf-Dietmar und Ursula Unterweger: Aus Grossmutters Schatztruhe: gestickte Spruchweisheiten mit immerwährender Gültigkeit, Würzburg 1994, S. 102.

und iss, / Gott nicht vergiss!»[62]. Daneben existiert: «Trink und Iss / Gott nie vergiss»[63]. Interessant ist, dass schon damals offensichtlich eine noch fast bis in unsere Zeiten reichende Spruchtradition aufgegriffen wurde, um den Text beginnen zu lassen. Die nachfolgenden Inhalte über die Ehre und den sicheren Tod dagegen scheinen nur in ähnlichen, doch nicht genau in dieser Formulierung gehaltenen Versionen[64] auffindbar zu sein. Lässt das darauf schliessen, dass sie mehr oder weniger frei dazuerfunden wurden?

Das hiesse, dass die Kürze und Dichte der Inschrift – ähnlich etwa Reimsprüchen wie: «Die Seele Gott, / Das Herz den Frauen, / Das Leben dem König, / Die Ehr' ist mein»[65] oder «Gut verloren, unverdorben, / Mut verloren, halb verdorben, / Ehr verloren, gar verdorben»[66] – dafür sprechen würden, dass der ‚Dichter' der Inschrift auf einen bekannten volkstümlichen Spruch zurückgriff und dann selbständig den Spruch weitergesponnen hat. Möglicherweise ergab sich aus dem Zeilenende von «ver / gis» dann der Reim auf «mher», wenn das nicht schon im voraus genau so geplant war.

Dem war jedoch nicht so. Geht man die Spruchtradition noch weiter zurück, genauer ins 15. und 16. Jahrhundert, lässt sich eine ziemlich abgelegene Quelle für unsere Inschrift auffinden: In einer

[62] Franz Freiherren von Lipperheide: Spruchwörterbuch, München 1909, S. 879; ohne Datierung (die Sprüche sind sonst chronologisch gegliedert nach dem Stichwort, hier ‹Trinken›) mit dem Vermerk «Wartburgspr. [d.h.: Wartburgspruch; Anm.d.V.] Wirtschaft». Vgl. ebenso Eva Stille: Trautes Heim Glück allein: Gestickte Sprüche für Haus und Küche, München 1994, S. 103, 199. Bei Friedrich Seidel: Sprüche für Haus und Gerät, Weimar 1892, S. 47, Nummer 289, findet sich die Version: «Trink und iss, / Gottes nicht vergiss» unter dem Stichwort ‹Die Trinkstube›.

[63] Wolf-Dietmar und Ursula Unterweger: Aus Grossmutters Schatztruhe: Gestickte Spruchweisheiten mit immerwährender Gültigkeit, Würzburg 1994, S. 109 unter der Rubrik: ‹Was Grossmutter an Weisheiten zu Gott, Glaube und Gebet stickte›. Abb. S. 102 (Stickerei von 1917), vgl. hier Abb. 5.

[64] An die Zeile «zuletzt das tiefe Grab» erinnert etwa: «Bedenk den lauf, / Man geht heut' auf / Und morgen wieder ab, / Man muss darvon, / Der letzte lohn / Ist nur ein kaltes grab» (aus: «Joh. Grob, Dichterische Versuchgabe {1678}. Als er sich in einem Walde ergieng»), Lipperheide (wie Anm. 63), S. 352 oder ebd., S. 353: «Wie geht's in der Welt? / Bald so, bald so, / Bald hier, bald do, / Bergauf, bergab – / Zuletzt ins Grab» (aus: «Viktor Blüthgen, Einfälle und Ausfälle {1905}. Butzenscheiben. Nr. 2. Paraphrasen»). Solche Wendungen stellen sehr altes Gedankengut dar, so scheint der Gedanke des *memento mori* schon bei den Griechen auf: «Kein Begegnis findet ihn (den Menschen) ratlos. / Dies eine nur erzwingt er sich nie: / Zu entrinnen der Gruft (dem Grab)», ebd., S. 352 (Sophokles: Antigone, Übers. von Jordan. Verse: 359–361, Chor).

[65] Lipperheide (wie Anm. 62), S. 131 («Wahlspr. Bayards (1476-1524)»).

[66] Ebd., S. 131 («Reimspr. (16. Jahrh.)»).

Handschrift aus dem norddeutschen Kloster Ebstorf, in «einer alten plattdeutschen Sprichwörtersammlung [...] auf Papier [...] aus 6 Octav=Blättern [...] von Einer Hand des ausgehenden funfzehnten oder angehenden sechszehnten Jahrhunderts»[67] finden sich die Zeilen:

«Drinck unde ith,
godt nicht vorgit;
bewar din ehr,
di wert nicht mer
van diner have,
den dock tom grave.»[68]

Der Ebersdorfer Spruch entspricht ganz genau der Inschrift in Basel, nur dass letztere noch drei ‹Anstückungen› und eine minimale Wortveränderung aufweist, «des herren», «aller» und «tiefe» wurden angefügt und «zu lest» anstelle von «dock [d.h.: (betontes:) doch; Anm.d.V.]» gesetzt:

Trinck vnd iß, Gott *des herren* nit ver
gis, bewar dein ehr die wirt nit mher
von *aller* deiner Hab
dan *zũ lest* das *tiefe* grab
1 6 [Rankenwerk] 3 2

Die Version von Basel erreicht dadurch eine ausgeschmücktere Pointierung des Spruches. Wie der *concepteur* dieses Textes an der Spalenvorstadt in Basel, vielleicht der Schmied Georg Streckysen, an die über hundert Jahre ältere plattdeutsche Variante gelangen konnte, entzieht sich unseren Kenntnissen. Möglicherweise handelte es sich um einen Wanderspruch oder es gab Abschriften der Handschrift oder einzelner Sprüche im oder bis ins 17. Jahrhundert.

Der Rückgriff auf alte volkstümliche Sprüche, die Vorgehensweise derjenigen Person, die sich an der Spalenvorstadt eine Spruchinschrift wünschte, entspricht einer gängigen Praxis:

[67] Alte Sprichwörtersammlung aus einer Handschrift des Klosters Ebstorf, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1850, Hannover 1854, S. 309–314. Der Hinweis auf diese Handschrift findet sich in: Karl Friedrich Wilhelm Wander: Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Erster Band (A bis Gothen), Leipzig 1867, S. 1316, Nummer 15 und S. XXXIII der Quellenverweis.

[68] Alte Sprichwörtersammlung aus einer Handschrift des Klosters Ebstorf (wie Anm. 67), S. 312.

«Unter den vielen Sprüchen, [...] finden sich [...] nur wenige selbstformulierte. Man griff gern zurück auf Überliefertes, auf Bibelzitate und Dichterworte, auf Glaubenssätze von zeitloser allgemeiner Gültigkeit, auf die man sich verlassen konnte. Wer sein Leben danach einrichtete, meinte nicht fehlgehen zu können. [...] Insbesondere stützte sich das [...] Spruchgut auf überlieferte Weisheiten und auf volkstümliche Leitsätze, die im Spruch und im Sprichwort ihre knappste Ausdrucksform gefunden haben [...].»[69]

Damit lässt sich die Spruchinschrift einreihen in die Gattung volkstümlicher Sprüche, die eine, wie weiter oben formuliert wurde, «Auflistung von Lebensregeln» bezweckte. Solche Sprüche dienten neben der scheinbaren reinen Dekoration und Ausschmückung der Häuser[70], insbesondere der Erinnerung, der Erbauung und der Ermahnung.

Somit wäre die Inschrift doch immerhin in einen gesellschaftlichen und geistigen Horizont gestellt, obwohl zur Zeit nicht genauer angegeben werden kann, zu welchem definitiven Zweck dieser Text gedient haben könnte. Ob er ‹nur› der täglichen Ermahnung diente oder aber in einem weiteren Kontext als Werbeschild für eine in einer Krisenzeit halböffentliche Kneipe oder, drittens, in Form einer Erinnerungstafel an einen ganz bestimmten Anlass gemahnen sollte, bleibt spekulativ[71].

[69] Wolf-Dietmar und Ursula Unterweger (wie Anm. 63), S. 165.

[70] Die Basler waren, wie der englische Reisende John Ray 1663 berichtet, sehr darauf bedacht, ihre Häuser malerisch zu präsentieren, so dass ihm auffiel, dass «[...] the Houses being for the most part built of Stone, tall and painted on the out side». Vgl.: John Ray: Observations Topographical, Moral, & Physiological; Made in a JOURNEY Through part of the LOW-COUNTRIES, Germany, Italy, and France [...], London 1673, S. 96 (die zitierte Stelle datiert vom 2. August 1663).

[71] In kunsthistorischer Hinsicht betrachtet, stellen die Verse eine Art Ersatz für ein gemaltes Stilleben dar, da genau die Themen angesprochen werden, die ein Blumenstilleben des 17. Jahrhunderts ausmachen: Das Blühen der Blumen, zugleich damit aber auch ihr Verblühen, also die *vanitas* (Vergänglichkeit), daneben als *sensus spriritualis* das Streben zu Gott und die grundsätzliche Frage nach der Anhäufung von Besitz. Vgl. als Beispiel das exemplarische Stilleben von Hans Memling (um 1435–1494): Blumen-Stilleben, 29,2 x 22,5 cm, um 1480/1485, Sammlung Thyssen-Bornemisza, Madrid; vgl. José Manuel Pita Andrade and María del Mar Borobia Guerrero: Old Masters. Thyssen-Bornemisza Museum, Madrid 1992, S. 126–127; eine detaillierte Interpretation bei: Michael Brötje: Der Spiegel der Kunst, Stuttgart 1990, S. 106–136. Das Stilleben von Memling ist *avant la lettre* entstanden, vor der um 1600 einsetzenden Gattungsgeschichte. Auf seiner Innenseite (das Stilleben mit dem Christuskreuz auf der Vase bildete ursprünglich die Aussenseite) ist ein betender junger Mann dargestellt.

Sucht man Stilleben im schweizerischen Umfeld (im 17. Jahrhundert hatte Basel eher im Porträtbereich Stärken aufzuweisen; vgl. Jacob-Friesen (wie Anm. 16) fällt

Sehr deutlich und direkt spiegelt die Inschrift darüber hinaus die Stimmung wieder, die in der Stadt um 1632 geherrscht haben muss. Ein Mandat von 1633 kann die unsichere Lage sehr deutlich belegen:

> «[...] besonders seydt dem im heiligen Römischen Reych Teutscher Nation emporschwebenden / leyder ohne aufhören umb sich fressenden Land: und Leuth verderblichen Kriegsunwesen / gemein disere Stadt / unser geliebtes Vatterland / beedes wegen der beschwärlichen Durchzügen / und rings umb uns her eyngelägerten frembden Kriegsvolcks / beständig erhaltener gantz kostbarlicher Guarnisonen, wie auch anderer unvermeydenlich uberstandener schwären Ausgaben mehr / gereits mercklichen ersogen und ausgemercklet seye / [...] / die zeit uber der guten hoffnung und zuversicht gelebt / es wurde der allmächtige Gott durch seine grundlose Barmherzigkeit uns balden mit gnädigen augen vom Himmel herab anschawen / und von den vielen seuffzenden frommen Hertzen hochgewünschten Frieden aller Orten widerumb beschehren [...] nachdem aber / Gott erbarms / ohne allen zweiffel umb unserer aller schwären ubermachten mannigfaltigen Sünden und Missethaten willen / und darbey erzeigenden schlechten Rew und Buoss / es sich ansehen lasset / ob wolten dise gemeinen Beschwärden und Trübseligkeiten noch der zeit kein end nemmen / sondern in gegentheil sich vermehren / und die Kriegsgefahren unserem geliebten Vatterland von tag zu tag je länger je näher zurucken [...].»[72]

Die Inschrift gewährt auf einzigartig prägnante und authentische Art und Weise Einblick in die bewegte Zeit Basels während des Dreissigjährigen Krieges, in weitreichende Wanderungen volkstümlichen Traditionsgutes, in die Lebens- und Gedankenwelt und vor allem die geistige ‹Stimmung› ihrer Bewohner eines Hauses an der Spalenvorstadt 28, wie sie jeden Tag mithilfe einer 1632 entstandenen Inschrift an «Leib, Ehre und Gut»[73] gemahnt sein wollten und ihr Leben definiert sahen in den Koordinaten von Genuss, Gebet und Grabesruhe.

Thierry Greub, lic.phil.
Spalenvorstadt 28
4051 Basel

einem die reiche Berner Tradition ein: vgl. im Kunstmuseum Bern die Stilleben aus dem 17. Jahrhundert von Joseph Plepp, Albrecht Kauw und Johannes Dünz. Zeitgleich mit unserer Inschrift datiert das «Stilleben mit Früchten, Käse und Weinglas» (1632) von Joseph Plepp (1595–1642); Abb. in: Hans Christoph von Tavel: Wege zur Kunst im Kunstmuseum Bern, 1985 (neue, erw. und ergänzte Aufl.), S. 22–23, Abb. S. 23.

[72] Brenner (wie Anm. 9), S. 44 (Transkription des Mandates vom 21. Dezember 1633).

[73] Siehe das Zitat oben, Anm. 17.